

Jean Willi

Closing Party

Roman



Jean Willi
Closing Party

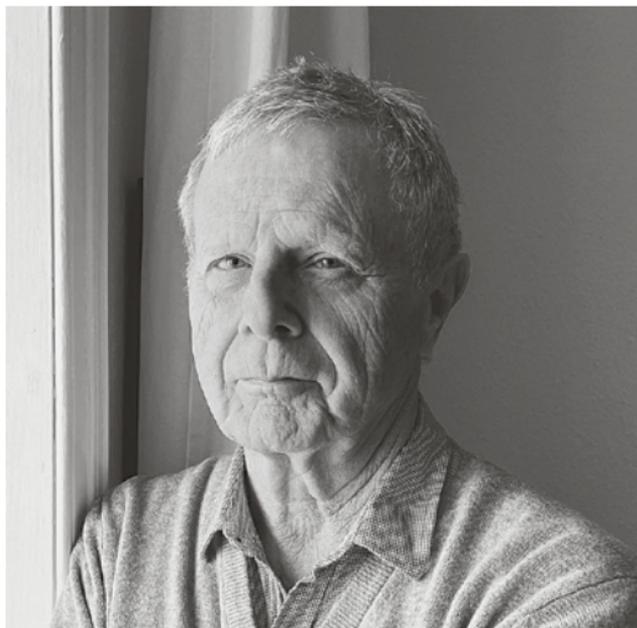


Foto: Nils Fisch

Jean Willi, geboren 1945 in Basel, arbeitet nach einer Ausbildung zum Grafiker zunächst als Designer in Paris und lebt seit 1973 als Maler, Zeichner und Schriftsteller auf Ibiza.

In den 1980er Jahren gestaltet und illustriert er Bücher, setzt sich intensiv mit Schriftzeichen auseinander, entwickelt eine Art Kalligrafie, die sich zu Strukturen und Netzen verbindet, und malt Buchstaben nach ihrem Klang. Präsentiert werden diese Arbeiten u. a. in der Ausstellung *Schreibgestik*, gemeinsam mit internationalen Künstlern wie Cy Twombly oder Roman Opalka.

Der Autor Jean Willi veröffentlicht Texte und Kolumnen in Zeitschriften, schreibt Prosa und zusammen mit Martin Suter Drehbücher fürs Fernsehen. Aufsehen erregt er 1999 mit dem Roman *Sweet Home* (Verlag Ricco Bilger). 2005 folgt im gleichen Verlag der Kriminalroman *matar*, 2014 *Ödipus im Hier und Jetzt* (vidal).

Jean Willi

Closing Party

Roman



»Closing Party« von Jean Willi
ist der neunzehnte Band der Edition Meerauge.
Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn.

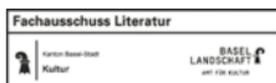
Die Zeilen von Gottfried Benn auf Seite 229 stammen aus dem
Gedicht *Aus Fernen, aus Reichen*. – Gottfried Benn: *Après-lude,*
Gedichte 1955, erschienen im Limes Verlag, Wiesbaden 1955

Gesetzt aus der Sabon
Gedruckt auf 100 g/m² Salzer EOS blauweiß 1,5-fach holzfrei

Lektorat: Kirsten Gleinig, Hamburg
Reihenlayout: Maik Haase, Berlin, Christoph Dertschei, Wien
Satz & Grafik: Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec
Druck & Herstellung: Samson Druck GmbH, 5581 St. Margarethen

© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2022
ISBN 978-3-7084-0672-5
Printed in Austria

Unterstützt von



Den Hunden

Bevor Alex diese Geschichte zu schreiben begann, dachte er zurück an einen Tag im Gartenbad Eglisee, als er auf dem Fünfmerturm gestanden und sich nicht getraut hatte, hinunterzuspringen. Er ging noch zur Schule, war ein magerer Spränzel und meinte, eine Mutprobe bestehen zu müssen. Nach endlos scheinenden Minuten, in denen ihm klar wurde, dass er den Sprung nicht wagen würde, stieg er die Leiter wieder hinab und ließ sich, ein kleiner Trost, vom Dreimeterbrett ins blendende Wasser fallen. Als er sich zu fragen begann, ob er die Zeit der Isolation auf der Insel zum Schreiben einer Geschichte nutzen sollte, kamen ihm diese Minuten wieder in den Sinn. Er beantwortete die Frage für sich mit ja, tat aber lange nichts und dachte, wenn es sein musste, würde er es merken und feststellen, dass Schreiben mit dem ersten Wort begann und wie von allein weiterging. Nur dieses erste Wort, dieses Aufwachen mit der Gewissheit, dass der Tag gekommen war und er darauf vertrauen konnte, ein Text würde entstehen, sobald er anfinde zu schreiben, blieben aus. Stattdessen tauchte immer wieder das vergessene Bild in seinen Erinnerungen auf und führte ihm vor Augen, dass er Angst hatte. Angst davor, zu springen, Angst, das Geschriebene könnte mitten im Satz abbrechen und wie andere Fragmente im Papierkorb landen. Doch irgendwann kam der Tag, als er kurz nach zehn Uhr morgens alle Bedenken zur Seite wischte und aufzuschreiben begann, wie es seinem Doppelgänger erging, wie dieser die nächsten Monate erlebte und aus lauter Langeweile Licht in das eine oder andere Dunkel zu bringen versuchte.

Es war die sechste Woche der Ausgangssperre. Sonnig und wolkenlos erinnerte sie Alex daran, dass Frühling war. Eine

Empfindung, die in den letzten Wochen selten aufgekomen war. Meistens war es düster gewesen, gelegentlich fiel Regen, einmal hagelte es und die Stimmung, vermischt mit den pausenlos gesendeten Nachrichten, war bedrückend. Ihm wurde bewusst, wie privilegiert er war, auf einer schönen Insel zu wohnen, in einem Haus, das von der üppigen Natur umarmt wurde und von dessen Terrasse er am Horizont einen Streifen Meer sehen konnte, wo im Juni die Sonne unterging. Wie schön wäre das alles, sagte er sich, ohne den Gedanken zu Ende zu denken. Er schlenderte über die frühlinghaften Felder, fotografierte die violette Pyramidenorchis, den weißen Narbonne-Milchstern und die wilden Gladiolen, seine Lieblingsblumen.

Eigentlich wollte er heute zu Toni in die Tienda, um Mineralwasser zu kaufen, Thunfisch, Brot und Kerzen. Vor der Ausgangssperre hatte er jeden Morgen in Tonis Bar Kaffee getrunken und mit dem holländischen Nachbarn gestritten, dessen Ansichten ihm meistens ziemlich abwegig erschienen. Er hatte vermutet, die oft nur schwer nachzuvollziehenden Gedankengänge des Holländers seien auf dessen Cannabiskonsum zurückzuführen. Nach dem Einkauf wollte er den Müll wegbringen. Dazu wäre er ins Dorf gefahren, wo die Mülltonnen auf dem großen Parkplatz hinter dem Restaurant Sa Palmera aufgestellt waren. Beim Dorf handelte es sich um eine im 18. Jahrhundert fertiggestellte Kirche, zwei Restaurants – Can Cosmi und Sa Palmera –, ein Rural Hotel, das Can Partit hieß, und ein Ledergeschäft, das ein seit vielen Jahren auf der Insel lebender Berliner je nach Lust und Laune öffnete oder mit einem vor der Türe eingehängten Tau zusperrte, wenn zu viele Touristen auf einmal den Platz vor der Kirche stürmten.

Auf dem Parkplatz im Dorf hatte sich Alex vor ein paar Tagen mit Paco getroffen, der ihm eine Kiste voll Gemüse und Früchte brachte, die Alex bei dessen Gärtnerei bestellt hatte, die sich Huerto en Flor nannte. Zehn Kilo Orangen, Blumenkohl, Lauch, Tomaten, Zucchini, Avocados, Salat und Artischocken, die er gestern zubereitet und mit einer Vinaigrette gegessen hatte. Einmal in der Woche fuhr er nach San Miguel in einen kleinen Supermarkt, wo er die Dinge einkaufte, die es bei Toni nicht gab. Joghurt, Couscous, Käse, Wein und so weiter. Die kleine, ältere Besitzerin trug seit einigen Wochen eine Schutzmaske, während ihr Mann das nicht nötig fand. Am Boden waren mit Klebestreifen Markierungen angebracht, die einen sicheren Abstand zwischen den Kunden gewährleisten sollten. Menschen mit Masken waren für Alex gespenstisch. Vermutlich wirkte er auf andere Menschen auch nicht anders. Er schätzte, dass man sich früher oder später an den Anblick gewöhnen musste.

Er hatte sich entschieden, heute nicht zu Toni zu fahren, weil er nichts wirklich dringend brauchte. Stattdessen blieb er vor seinem Laptop sitzen und sah sich dabei zu, wie er etwas in Gang brachte, von dem er nicht wusste, wohin die Reise ging. Er hatte den Eindruck, der Text bewege sich in Richtung Tagebuch. Eine literarische Form, die ihm nur bedingt zusagte, aber da er keine Geschichte erfinden wollte, ließ er sich treiben. In erster Linie schrieb er für sich und, aufgrund der Umstände, vielleicht auch, um der Zeit, die er zu Hause verbringen musste, einen Sinn zu geben. Zu einer Art Tagebuch würde der Text spätestens dann werden, wenn er an einer Stelle erwähnte, dass er sich gerade einen Orangensaft presste.

Tatjana schickte ihm eine Nachricht, dass Bars und Friseur am nächsten Montag wieder aufmachen würden. Tatjana war Gärtnerin, sie wohnte mit ihrem Mann Jochen in den Hügeln hinter dem Dorf an der Straße nach San Mateo. Ihr Hobby waren ihre Hunde namens Poldi, Idi-Bambini und Schnappi, ein scharfer, auf den Mann abgerichteter Malinois, der sich seinen Namen verdient hatte, weil er Jochen nicht immer ins Haus ließ und manchmal mit den Zähnen klapperte, bevor er nach ihm schnappte. Ein kleiner Hund, den sie Mucki genannt hatte, war vor ein paar Monaten gestorben. Tatjana besuchte Alex regelmäßig. Sie brachte ihm verschiedene Dinge, die sie im Supermarkt für ihn einkaufte, da er, wie er gerne betonte, zu einer Risikogruppe gehörte. Meistens drehten sie mit den Hunden eine Runde durch den Wald auf eine Lichtung hinauf, die Tatjana Plateau nannte, und von dort zu einem von Jägern eingerichteten Wasserloch, das weiter oben zwischen den Pinien lag. Da fläzte Idi-Bambini sich rein, während die anderen Hunde das Wasser tranken und Tatjana und er, mit zwei Metern Abstand, auf einer von Piniennadeln bedeckten Mauer saßen und Quatsch redeten. Begonnen hatten diese Hunderunden, als Alex' Hund Tigra noch lebte. Sie war ein schlanker Galgo, den der Sohn ihres Finders so getauft hatte, bevor man ihn Alex verkauft hatte. Tatjana hatte die Hündin aus offensichtlichen Gründen Flippi oder Rippchen genannt. Er hatte sie manchmal Bubi oder Chiquitita gerufen und ihr einen ABBA-Song vorgesungen, wenn er sie morgens aus dem Zwinger ließ: »Chiquitita, tell me what's wrong ...«

Flippi war Anfang Februar eingeschläfert worden, da sie wochenlang die Nahrung verweigert hatte und die Tierärztin gegen Ende eine Hepatitis feststellte. Nach

zehn Tagen in tierärztlicher Obhut hatte Flippi außerdem einen epileptischen Anfall gehabt.

»Wenn es meine Hündin wäre, würde ich sie jetzt erlösen«, hatte die Tierärztin gesagt.

Alex hatte geglaubt, es Flippi schuldig zu sein, sie auf ihrem letzten Gang zu begleiten. Er streichelte sie, während sie ruhig und schnell einschlief. Ein trauriges Bild, das er zu jeder Zeit abrufen konnte. Seit jenem Tag hatte er manchmal das Gefühl, in diesem Augenblick habe alles begonnen, was in den letzten Monaten der Welt das Lächeln aus dem Gesicht gestrichen hatte. Abdul, ein Gärtner, der bei Tatjana und Jochen arbeitete, hatte ihm mit dem Ausheben einer Grube geholfen, in der er den Hund beerdigt hatte. Danach hatte er ein paar Akeleisamen auf den Erdhügel gestreut, die ihm Tobias, ein Freund aus Paris, den er seit der Kunstgewerbeschule kannte, von Monets Garten in Giverny geschickt hatte.

Am Abend spazierte Alex zu seinem Nachbarn, dessen Haus keine dreihundert Meter von seinem entfernt lag. Es war warm geworden, der Wind, der am Nachmittag vom Meer her kühl über die Ebene geweht hatte, hatte nachgelassen. Als befände man sich zwischen Frühling und Sommer. Alex piff *Smoke on the Water*, als er das Haus erreichte, und kurz darauf trat der Holländer aus der Entrada. Wie meistens winkte er mit einer zum Gruß erhobenen Hand und krächzte etwas, als wäre er im Stimmbruch. Sie sahen sich gemeinsam die neuen Gebilde an, die er aus gefundenen Ästen und Wurzeln baute, wobei er darauf achtete, dass sie oben eine Art Kopf mit einem Gesicht hatten, dem er eine Bedeckung aufsetzte, die nur er als einen Hut erkannte.

»Holzkreuz«, sagte der Holländer unvermittelt. Er wiederholte das Wort einige Male, da er nicht ohne

Grund davon ausging, dass Alex ihn nicht verstanden hatte.

»Eisenkreut«, sagte er dann und deutete auf ein Stück Wellblech, das an einer der Natursteinmauern lehnte.

»Du meinst wahrscheinlich Kraut«, sagte Alex, »Kreut heißt nichts.« Der Holländer bekam einen Lachanfall und sagte, er sei nicht gut mit Worten. Am Anfang stünde immer ein Buchstabe und einer am Ende, dazwischen spielten sich irgendwelche für ihn unverständlichen Dinge ab. Alex erzählte, dass er am nächsten Tag seinen Wagen beim spanischen TÜV vorführen müsse. Er ging davon aus, dass die Anlage geschlossen war, aber er hatte ein ausgedrucktes Formular, das den Termin bestätigte. So konnte er einen Ausflug über die Insel machen und der Polizei, falls sie ihn anhielt, das Papier vorweisen. Die Polizei verlangte auch, dass man nach einem Einkauf bei einer Kontrolle mittels Kassenbon nachweisen konnte, dass und wo man einkaufen war. In Madrid musste ein Mann ein Bußgeld bezahlen, weil er einem Freund, der einen Spaziergang machen wollte, seinen Hund ausgeliehen hatte.

»Wir retten in Deutschland möglicherweise Menschen, die in einem halben Jahr sowieso tot wären«, hatte ein grüner Politiker gesagt. Die Politik dürfe sich in dieser Krise nicht ausschließlich am Schutz des Lebens orientieren, hatte sich der Bundespräsident zum Thema geäußert und weiter ausgeführt: Der Schutz der Menschenwürde schließe nicht aus, dass wir sterben müssten.

Vielleicht war es die Klarheit, die Alex schockierte. Die Würde des Menschen konnte seiner Ansicht nach nur dann funktionieren, wenn der Mensch am Leben war. In Würde abtreten, weil man ein gewisses Alter erreicht

hatte, wäre eine Entscheidung, die er, falls überhaupt, selbst treffen wollte.

Später machte er sich einen Topf Linsen und Kartoffeln warm und zappte durch die Fernsehkanäle, bis er eine Sendung über mittelalterliche Burgen fand. Er las in einem Buch von James Lee Burke und lernte dabei eine andere Sicht dessen kennen, was die Würde des Menschen betraf. Immerhin machte der Tod in der Geschichte um Billy Bob keinen Unterschied zwischen Alt und Jung.

Walpurgisnacht. Dritter Tag ohne Ansteckungen auf den Pityusen. Alex wachte um Viertel vor sechs auf, ein grauer Lichtschimmer quoll durch die Ritzen des Fensterladens, und er rollte aus dem Bett, um sein Schilddrüsenmedikament einzunehmen. Danach legte er sich nochmals hin und schlief bis kurz nach acht. Duschen. Rasieren, Zähneputzen. Seit ein paar Wochen rasierte er sich nur noch jeden zweiten Tag. Flockenmischung mit Milch. Die Pillen gegen den Bluthochdruck. Alles bestens. Vor allem auch, weil er nach einem, wie er vermutete, Gichtanfall in der rechten Hand, aufgehört hatte, jeden Abend eine Flasche Wein zu trinken. Er verknotete den Müllsack, legte die leeren Flaschen in einen Korb und fuhr ins Dorf. Die Straße ausgestorben. Im Dorf keine Menschenseele. Die beiden Restaurants zu. Nur das Kirchentor stand offen, eine Eigenheit des neuen Pfarrers, der glaubte, das Gotteshaus habe Tag und Nacht offen zu sein, während man früher, unter der Ägide des alten Pfarrers, den Schlüssel zur Kirche im Restaurant Can Cosmi verlangen musste. Es gab beflissene Kulturtouristen, die verlangten, das Gebäude von innen sehen zu dürfen. Er fuhr an der Kirche und am Rural Hotel vorbei Richtung San Mateo und nahm eine kleine Landstraße, die nach einem weiten Bogen auf die Straße nach Santa Gertrudis stieß. Als er in den Weg zu seinem Haus einbiegen wollte, traf er Juanito, der zu Fuß auf dem Weg zu Tonis Tienda war, wo er Brot kaufen wollte. Juanito gehörte zur Familie vom Can Cosmi, auf dessen Terrasse sich der eine oder andere Tourist im Hochsommer in einem mexikanischen Pueblecito währte.

»Wir machen nächsten Montag nicht auf«, sagte Juanito.

Es rechne sich nicht, meinte er. Allein wegen der Steuern, da die Anzahl der Gäste beschränkt bleiben müsse. Es sei eine einzige Katastrophe.

Nachmittags rief Tatjana an. Sie redete sich in Fahrt und sah die Zukunft noch schwärzer, als sie sie bei ihrem letzten Anruf schon gesehen hatte. Sie verabredeten eine Hunderunde am nächsten Nachmittag, und er bat sie, ihm ein paar Zitronen mitzubringen, die sie im Garten eines Kunden ernten konnte, der es Ostern nicht geschafft hatte, auf die Insel zu kommen. Sie erwähnte wieder, dass alle Grenzen dicht seien, was Alex verdrängt oder nie zur Kenntnis genommen hatte. Als sie aufgelegt hatte, aß er ein Ziegenjoghurt.

Später spazierte er über die sanft ins Tal abfallenden Terrassen und Felder. Der Lorbeerbaum hatte neue Blätter, die nach dem Regen hellgrün aus den Ästchen stießen. Das Zitronenbäumchen blühte und verströmte einen süßen Duft. Die herzförmigen Blätter der Bauhinia hatten unter den Winterstürmen gelitten, aber vereinzelt waren weiße Blüten zu sehen. Den Grevilleen und der austreibenden Jacaranda hatte der Regen, der im März die Insel überrascht hatte, auch gutgetan. Hin und wieder erreichte Alex der Duft des Jasmins, der sich an der Hauswand emporrankte. Auf dem Feld weiter unten wuchsen ein Aprikosenbaum und ein Avocadobäumchen. Die jungen Aprikosen waren kleine grüne Kugeln, an einigen Stellen rot angehaucht, am Avocadobäumchen trieben die gelben Blüten wie kleine Geweihe hervor.

Alex ging den Weg hinunter, der zur Straße führte, überquerte ein Feld mit Frühlingsblumen und stieg zum Haus eines Anwohners hinauf, der vor ein paar Monaten

zurück nach Deutschland geflogen war. In einem künstlich angelegten Teich blühten Seerosen. Frösche sprangen von den Blättern, auf denen sie sich gesonnt hatten, ins Wasser, in dem die Goldfische unter den Pflanzen Zuflucht suchten. Dunkle Rosen blühten beim Haus. Der Wind in den Pinien war das einzige Geräusch, das Alex hörte. Kein frisiertes Moped auf der Straße, keine Boeing am Himmel.

Die im leichten Wind glänzenden Blätter der Palmen zu sehen und dieses Bild mit niemandem teilen zu können, stimmte Alex traurig. Wie ein einsamer König in Zeiten der Pest, der über ein ausgestorbenes Paradies herrschte, kam er sich vor. Da war weder eine Königin noch ein Prinz. Die Pagen hatte die Seuche dahingerafft oder sie hatten das Paradies beizeiten verlassen. Er sah sich um, alles schien ihm zu gehören, seinen Augen, seinem Gefühl. Kein anderes Lebewesen hatte überlebt. Er hatte sich in den letzten Wochen verschiedene Male dabei ertappt, wie er den Atem anhielt, ruhig wurde und sich nicht mehr bewegte, um sich der Stille anzupassen.

In den letzten Tagen hatte er die schrillen Rufe der Bienenfresser gehört, die am hohen Himmel Sturzflüge vollführten und auf der Insel einen Zwischenhalt einlegten, bevor sie nach Norden flogen. Hin und wieder leuchteten ihre orangefarbenen Flügel im Gegenlicht der sinkenden Sonne. Sie erinnerten ihn an die Zeit mit Celia, an ihre Bienenkästen, die sie täglich inspizierte, an eine Biene, die ihn ins dritte Auge gestochen hatte. An die Tage des Glücks und an die des Leids. Sechzehn Jahre waren vergangen, wie Wochen oder Stunden. Jetzt, in diesen stillen Tagen, schien die Zeit langsamer zu vergehen. Sie schien im Licht zu stecken, in der Stille, mit der sie über die Insel zog und keine Spuren hinterließ.

Ein Tag war wie der andere, weder lang noch kurz, nur in hell und dunkel unterteilt. An diesem Abend ging die Sonne um kurz vor neun unter.

Dort, wo die Pinien enden, und das kleine Tal beginnt, steht das Haus von Alex. Von der Terrasse aus öffnet sich der Blick auf das Tal mit seinen Oliven, Mandelbäumen und Trockensteinmauern. Dahinter ist die Hügelkette zu sehen, die das kleine Dorf wie eine Krone schmückt. Und noch etwas weiter das Meer, in dem an den meisten Abenden die Sonne versinkt.

Dort oben verbringt Alex die Monate der Pandemie. Er erzählt von der Abgeschiedenheit, und wie er sie mit seinen Nachbarn und Freunden lindert. Er beschreibt, wie die Tage vergehen und immer mehr miteinander verschmelzen. Mit seiner sorgfältigen, lakonischen Sprache beschwört er eine Stimmung herauf, die auch anhielt, wenn ich das Buch einmal beiseitelegte.

Den Bildern, die er schreibt, merkt man an, dass der Autor sein Leben lang auch mit Pinsel und Leinwand umging. Und den Pointen, die immer wieder aufblitzen, dass er weiß, wie man die Melancholie im Zaum hält.

Martin Suter